

Der schlimmste Feind des Rockstars

US-Präsident Obama muss zahlreiche Mitarbeiter ersetzen. Oft sind die Neuen blasser als ihre Vorgänger. Sein größtes Problem aber ist die Unerfüllbarkeit astronomischer Erwartungen seiner Wähler. *Ein Kommentar von Josef Joffe.*

von Josef Joffe



Der Autor ist
Herausgeber der Zeit
und lehrt derzeit
Politik in Stanford.
Quelle: dpa

Stellen wir uns vor, die Kanzlerin wechselt zur Halbzeit sechs Minister aus. Dann hätten die deutschen Medien mindestens zwei Wochen lang Futter für gelehrte Diskurse über ihre "Verzweiflungstat" - oder deren krasses Gegenteil, den "Befreiungsschlag". Just eine solche Rochade läuft derzeit in Washington ab. Es sind zwar keine Minister, die gehen, sondern "Stabschefs", "Direktoren" oder "Vorsitzende" - insgesamt sechs. Doch solche Figuren sind in einem Präsidialsystem oft genug wichtiger als ein Minister, der in Amerika bezeichnenderweise "Secretary" heißt.

Der jüngste Abgang ist der Nationale Sicherheitsberater James Jones, zu dessen illustren Vorgängern Henry Kissinger und Zbigniew Brzezinski gehören. Vor ihm kündigte Larry Summers den Rückzug an, der Direktor des Nationalen Wirtschaftsrats. Der mächtigste im Sextett war Stabschef Rahm Emanuel, Obama-Intimus und Ein-Mann-Leitstelle im Weißen Haus; er ist als Bürgermeister-Kandidat nach Chicago geflüchtet.

Dennis Blair, Geheimdienst-Koordinator, ging, bevor er gefeuert wurde; er hätte bei der Terrorbekämpfung versagt. Vom Budget-Direktor Peter Orszag trennte sich Obama im Sommer; ihm wird Pressesucht und Illoyalität angekreidet. Schließlich Christina Romer, die Chefin der "Wirtschaftsweisen": zurück auf den Lehrstuhl in Berkeley.

Weil der Prozess kein geballter ist, sondern Mann um Mann (oder Frau) ablief, schlug er jeweils nur kleinere Wellen. Aber ein Muster ergibt er doch, weil die Abgänger Schlüsselfiguren in zwei kritischen Bereichen sind: der Sicherheits- und Wirtschaftspolitik. Die Regierung Obama brilliert in beiden nicht. Der Krieg gegen die Taliban läuft so schlecht wie der gegen die Arbeitslosigkeit, die sich seit Monaten nicht rührt. In drei Wochen sind Kongresswahlen, wo es für Obamas Demokraten noch schlechter aussieht. Probieren wir? also mit neuem Personal, wenn die Politik nicht funktioniert.

Larry Summers und Christina Romer standen für mehr Konjunkturspritzen, ein Argument, das angesichts explodierender Defizite und anhaltender Jobverluste nicht mehr ziehen will. Die neuerliche Geldschwemme, welche die Fed letzte Woche entfesselt hat, will auch die Märkte nicht beeindrucken, wo der Dollar gegen Yen und Euro harte Schläge hinnehmen musste. Der Lehrstuhl in Harvard (Summers) oder Berkeley (Romer) sieht dagegen prächtig aus.

Sicherheitsberater James Jones, der frühere Chef der Marine-Infanterie, war dagegen eine Fehlbesetzung von Anfang an. Die Marines kämpfen gegen sichtbare Feinde, auf dem Kriegsschauplatz daheim aber herrscht die Guerilla. Wer hier siegen will, zumal gegen Insider wie Hillary Clinton und Robert Gates, muss Machiavelli, nicht Moltke gelernt haben. Jones, zuvor Oberbefehlshaber der Nato, fühlte sich viel wohler als Reisediplomat. Ehrliche Häute gewinnen keine Preise in Washington.

Kann sich Obama mit den Neuen eine bessere Zukunft zimmern? Die dürre Antwort: Ein Befreiungsschlag zu Halbzeit ist es nicht. Nehmen wir Tom Donilon, bislang die Nummer zwei im Nationalen Sicherheitsrat, der das Erbe des General Jones antritt. Er ist der klassische Beamte, genauso wie Peter Rouse, der den Charismatiker Rahm Emanuel als Stabschef im Weißen Haus ersetzt. Donilons Presse ist nicht erhehend. Verteidigungsminister Gates hat ihn ein "Desaster" für den Fall genannt, dass er die Nummer eins werden sollte. Sein Noch-Chef Jones soll ihn angeblafft haben: "Sie haben keine Glaubwürdigkeit in den Streitkräften." Überdies hätte er noch nie sein "Büro zu einem echten Ausflug ins Feld verlassen". All das ist nachzulesen in dem neuen Buch von Bob Woodward: "Obama's War".

Das Fazit? Die neuen Figuren sind nicht groß genug, um Obama in der November-Wahl glänzen zu lassen. Die Republikaner liegen sechs Punkte vor den Demokraten. Stanley Greenberg, der für die Demokraten arbeitet, sagt's ganz lapidar: "Wäre die Wahl heute, würde die Wahlnacht sehr traurig für die Partei aussehen." Nach vorn gerechnet: Obama muss ab Januar mit einem Kongress arbeiten, in dem die Machtverhältnisse gegen ihn stehen werden. Jenseits des Kapitols sieht die Welt nicht freundlicher aus: Konjunkturschwäche, Dollarverfall, Afghanistan, Irak, Iran, Friedensprozess ...

Der Präsident hat ein paar unbequeme Figuren ausgetauscht. Das macht den Umgang leichter, aber nicht die Umsetzung. Nun werden noch mehr quälende Entscheidungen direkt im Oval Office landen. Manche Präsidenten - siehe Franklin Roosevelt und Harry Truman - sind an ihren mörderischen Herausforderungen gewachsen; andere - siehe Jimmy Carter - sind kläglich gescheitert und mussten nach vier Jahren gehen. Obama hat noch zwei Jahre Zeit, aber einer, der 2009 als Rockstar und Erlöser angetreten ist, muss sich gegen den schlimmsten Feind überhaupt durchsetzen: die Enttäuschung astronomischer Erwartungen.

© 2010 Handelsblatt GmbH

Verlags-Services für Werbung: www.iqm.de (Mediadaten) | Verlags-Services für Content: [Content Sales Center](#) | [Sitemap](#) | [Archiv](#) | [Schlagzeilen](#)

Powered by [Interactive Data Managed Solutions](#)

Keine Gewähr für die Richtigkeit der Angaben. Bitte beachten Sie auch folgende [Nutzungshinweise](#), die [Datenschutzerklärung](#) und das [Impressum](#).